
Gümüşay, Kübra: **Sprache und Sein**. Berlin: Hanser Berlin, 2020. – ISBN 978-3-446-26595-0. 208 Seiten, € 18,00. E-Book – ISBN 978-3-446-26689-6. € 13,99.¹

Besprochen von **Eva Thamm**: Cape Town / Südafrika

<https://doi.org/10.1515/infodaf-2021-0033>

Zugehörigkeit durch Sprache gehört zu den aktuellen Themen im sprachwissenschaftlichen, als auch im politischen Bereich einer polarisierenden Welt wie dieser. Fragen der Zugehörigkeit sowie Fragen kultureller Aneignung gehen mit einem Oszillieren zwischen verschiedenen Sprachen einher und verdeutlichen wiederum deren Begrenzungen. Die Membran der Mehrsprachigkeit als repräsentatives Innehaben von Intelligenz, als eine Erweiterung der eigenen Weltansicht,

¹ Rezensiert wird das E-Book: <http://amazon.de> (27. Januar 2020). Zitate aus dieser Ausgabe werden im weiteren Text mit der jeweiligen Seitenzahl sowie nachfolgend mit der zugehörigen Position in Klammern gekennzeichnet (Seite/Position).

mag der positiven Resonanz des Konstrukts angehören, diese vergisst dabei jedoch fließende Prozesse des Aushandelns, des Lebens zwischen Sprachen, der Unübersetzbarkeit und des Infragestellens der eigenen Identität, was der Limitierung bestimmter sprachlicher Zugehörigkeitskomplexe zuzuschreiben ist.

Mit dieser Macht der Sprache und deren Auswirkungen beschäftigt sich Kübra Gümüşays Werk *Sprache und Sein*, das damit längst bekannte, aber sicherlich nicht gelöste Forschungsperspektiven aufgreift. Das Buch beschreibt die Welt der Sprachen als eine Welt, in der verschiedene Möglichkeiten des Ausdrucks entstehen, in der Ausdruck unsere Wahrnehmung bestimmt und zu Macht wird. Die Frage, wie man mit diesen destruktiven Mächten einer „akzentfreien Norm“ (vgl. 35/356) umgehen kann, steht im Vordergrund. Aufgegriffen werden sprachwissenschaftliche und politische Aspekte von Sprache, ebenso daraus resultierende Emotionen. Die Veranschaulichung von Sprache als Ort, „als ein ungeheuer großes Museum, in dem uns die Welt da draußen erklärt wird“ (53/616), unterstützt einerseits die Vorstellung von Diversität und veranschaulicht andererseits einhergehende Grenzen.

Gümüşays Werk gliedert sich in zehn Kapitel, die sich wiederum in fünf übergeordnete Themen gliedern lassen: *Mehrsprachigkeit und Übersetzungen, koloniale Auswirkungen, Normbestimmungen und die politische Seite von Sprache, digitale Repräsentationen und die Befreiung der Sprache*. Auffällig ist die Wahl der ersten Person Plural, in welchem das Werk geschrieben wurde. Wer in diesem Kreis des „Wir“ eingeschlossen ist, lässt sich lediglich vermuten. Es liegt somit an den Rezipient*innen selbst, eine Entscheidung von Zugehörigkeit zu treffen.

Die Auseinandersetzung mit *linguistischen Strukturen*, der Schwierigkeit von *Übersetzungen* und dem *Leben in Mehrsprachigkeit* findet in den ersten zwei Kapiteln Raum. Sprachliche Diversität und unterschiedliche Wahrnehmungsformen, die durch sprachliche Akte ausgelöst werden, beschreibt die Autorin anhand persönlicher Beobachtungen und Erfahrungen mit verschiedenen Sprachen. Hervorgehoben wird die sprachliche Beeinflussung unserer Wahrnehmung. Es werden lexikalische Grenzen verschiedenster Wörter aufgezeigt, die ohne eine umfassende Umschreibung keinen direkten Transfer bzw. keine direkte Übersetzung in eine andere Sprache erlauben. Tiefergehende sprachwissenschaftliche oder kognitive linguistische Erklärungen werden nicht gegeben. Den beschriebenen Wahrnehmungsprozess nennt Gümüşay „linguistische Lücke“, die „zwischen der Sprache und der Welt“ (45/490) besteht. In dieser Lücke können nicht alle Ereignisse dieser Welt ihren Ausdruck finden, weil sprachliche Ausdrucksformen limitiert sind (vgl. ebd.). Daraus ergibt sich der direkte Appell der Autorin, sich mit der „Architektur der Sprache“ (21/187) zu beschäftigen, um zwischen diesen Grenzen leben zu können, „[...] damit wir aussprechen können, was ist. Damit wir sein können, wer wir sind. Damit wir sehen können, wer die jeweils anderen sind“

(ebd.) – eine die Hermeneutik anklingende Dynamik, die ein einzelnes Wort in die Wahrnehmungsebene einer anderen Sprache erhebt und damit andere Wirklichkeitsebenen offenbart.

Was folgt, ist ein fließender Übergang zur *politischen Ebene von Sprache*, die sich mit *Normbestimmungen von Sprache* vermischt. Als politischer Akt wird das generische Maskulinum im Deutschen genannt. Es wird ganz knapp als linguistisches Phänomen aufgegriffen und auf politischer Ebene feministisch problematisiert. Die implizit folgende Frage, wer die Norm von Sprache bestimmt, die in Kapitel zwei und sechs aufgegriffen wird, ist eng an die politische Ebene von Sprache geknüpft. So betont die Autorin, dass die Norm der „Sprachen mit Prestige“ (35/367) anderen Reputationen folgt, als Sprachen, die durch diese Hierarchie wirtschaftlich benachteiligt werden – politisierte Machtverhältnisse im Kontext etablierter Sprachsysteme werden verdeutlicht. Gümüşay vergisst hierbei auch nicht die kritikbedürftigen Konzeptionen von Fremde und schafft folglich eine Überleitung zum nächsten Themenschwerpunkt, der sich mit *kolonialen Auswirkungen* beschäftigt.

Kapitel drei und vier besprechen diesen problematischen Blick, der Menschen unbenannt lässt oder ihnen Begriffe überstülpt, die sich fernab von individuellen Entscheidungen bewegen. Die Autorin arbeitet in diesem Kontext mit den Begriffen „Unbenannte“ bzw. „Benennende“ und „Benannte“ (53/618), was die koloniale Praxis der Gegenwart treffend beschreibt und die Fremdeinwirkungen sowie die Erschaffung des Anderen, auch in Bezug auf die westliche Welt, erläutert. „Die Unbenannten sind Menschen, deren Existenz nicht hinterfragt wird, sie sind der Standard. Die Norm. Der Maßstab“ (53/622). Eine Feststellung, die die vorherige Auseinandersetzung mit der Hierarchisierung von Sprachen ergänzt. Der Bereich sich fortsetzender kolonialer Strukturen fördert eine Kollektivierung, die Individualität abspricht und das Problem der Objektifizierung hervorhebt. Beispielhaft und rassismuskritisch erklärt die Autorin diese Praxis an der Benennung des Geflüchteten (vgl. 63/743ff.) oder der kopftuchtragenden Frau (vgl. 67/791ff.), die mit einem Absolutheitsgedanken in stereotypisierende Kategorien verbannt werden. Hervorgehoben wird die Machtlosigkeit oder Ohnmacht der Benannten, der Anderen, die sich der sprachlichen Macht dieser kollektivierenden Benennungen und einhergehender Implikationen nicht entziehen können. „Ein Stereotyp ist wie ein Panzer. Doch er schützt nicht diejenigen, die ihn tragen, sondern die Ignoranz der Außenstehenden“ (69/826). Mit dieser Definierung des Stereotyps geht schließlich auch der Fokus auf eine prädestinierte säkulare Sprache einher (74/898), die sich an der Normierung von sprachlichen Zwängen orientiert und binäre Machtverhältnisse manifestiert. Gümüşay nennt Namen wie die von Emine Sevgi Özdamar (33/333) u.v.m., die mit ihren Werken jene Räume zwischen den Sprachen beschreibt, die nach postkolonialer Manier

Grenzen als einen Ort anerkennen, der sich einer diversen Mischung verschiedenster sprachlicher Einflüsse nicht verschließt.

Die Kollektivierung von Menschen durch sprachlichen Ausdruck verdeutlicht die Autorin schließlich durch die Möglichkeit *digitaler Äußerungen*. Der Fokus liegt dabei auf der Ablehnung von rechten und rassistischen Strukturen, welche auf digitaler Ebene Akzeptanz finden – eine tiefergehende Definition von Rassismus als Konstrukt bleibt aus und schwächt damit zu Teilen aufgestellte Konklusionen. Persönlichen Beispielen von kollektiver Zugehörigkeit folgend, geht das sechste Kapitel explizit auf die digitale Ebene von Sprache über und beschreibt eine im Internet vorzufindende „dauerhafte Öffentlichkeit“ (118/1477), die eine Illusion von Zugehörigkeit für Benutzer*innen suggeriert. Ging es zuvor um verbale Sprachakte, so geht es hier vielmehr um die schriftliche Form von Sprache. Der beschriebene digitale Raum mit unüberschaubaren Regeln wird durch zahlreiche Beispiele und direkte Zitate bekannter Denker*innen veranschaulicht, die vornehmlich zu einem rassismuskritischen Denken anregen sollen. Dabei bleibt eine tiefergehende Auseinandersetzung mit etwaigen Zitaten meist aus, die gegebenenfalls jedoch maßgeblich für wissenschaftliche Schlussfolgerungen wären. Gümüşay fordert in diesem Zusammenhang letztlich eine sich vom Glauben an Absolutheit wegbewegende Sprache, die individuelle Äußerungen zulässt (vgl. 140/1782ff.); eine Forderung, die aus dem Wunsch nach „gerechten“ (126/1596) Sprechakten resultiert.

Im abschließenden Kapitel des Buches appelliert die Autorin an die Leser*innen und fordert ein „freies Sprechen“ (147/1866ff.), das die eigene Existenz und Menschlichkeit jeder/s Einzelnen als selbstverständlich betrachtet (vgl. 158/2030) – einen „Kulturwandel“ (vgl. 171/2198ff.), der Inklusion und Transparenz vorschlägt, ganz im Sinne einer „produktiven Desorientierung“ nach Homi K. Bhabha (Bhabha 2000: IX). Gedanken, die in den letzten beiden Kapiteln angebracht werden, können letztlich unter dem Aspekt einer *Sprachbefreiung* betrachtet werden und entsprechen einer Dekonstruktion oder dem Lösen vom kolonialen Blick, was gerade im DaF-Bereich als wichtiger Impuls gewertet werden kann. Eine Sprache, die weniger reagiert, als selbst agiert (vgl. 131/1660), eine Sprache, von der man sich emanzipiert, weil sie den*die Sprecher*in nicht vorsieht (159/2040), eine Sprache, deren Räume eine Entwicklung für kritische Fragen zulassen (vgl. 180/2332) und die Möglichkeit der freien Entfaltung bietet – das ist Gümüşays Idealvorstellung für die Behebung genannter sprachlicher Missstände.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema Sprache und deren Macht erhebt das Werk Gümüşays zu einem modernen Essay. Die Erzählstruktur des Buches und seine Kapitel bauen weniger konsequent aufeinander auf, dafür werden Impulse gegeben, die keine wissenschaftliche Lösung vorschlagen, aber

in der privaten Auseinandersetzung sicherlich Wirkung zeigen. Die Inkludierung vieler bekannter Autor*innen, Wissenschaftler*innen und Philosoph*innen lässt einen wissenschaftlichen Anspruch des Textes vermuten, subjektive Wahrnehmungen gleichen im Grunde aber einer erzählerischen Natur, die eine tiefere linguistische Analyse von Sprache und spezifische Lösungsansätze für ein mögliche sprachliche Bewusstseinsentwicklung nicht leisten kann. Diskursanalytische Erkenntnisse, gemischt mit strukturalistisch-linguistischen Ansätzen und postkolonialen Handlungsimplicationen, münden in einem emotionalen Plädoyer – ein Plädoyer für die Wahrnehmung idealisierender Sprachverwendung, hin zu einer kritisch reflektierten Anwendung von Sprache. Ein Hinzuziehen spezifisch linguistischer Betrachtungen von Sprache wie auch die „Literarizität“ (Dobstadt/Riedner 2016), die ästhetische Funktionen von Sprache im DaF-Kontext betrachtet, sowie kritische Konzepte der Kulturvermittlung könnten dem Werk als aktuellem Diskursbeispiel eine gewisse Relevanz für das Fach Deutsch als Fremdsprache einräumen. Abschließend lässt sich Kübra Gümüşays Buch somit als impulssetzendes Werk in der Betrachtung von sprachlichen Äußerungen und deren Wirkung kategorisieren, das einen weniger wissenschaftlich fundierten Ansatz verfolgt, sondern vielmehr als eine Bewusstmachung beschriebener Problematiken im Zusammenhang mit Sprache verstanden werden muss.

Literatur

- Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenberg.
- Dobstadt, Michael; Riedner, Renate (2016): „Eine ‚Didaktik der Literarizität‘ für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“. In: Brüggemann, Jörn; Dehrmann, Mark-Georg; Standke, Jan (Hrsg.): *Literarizität. Herausforderungen für Literaturdidaktik und Literaturwissenschaft*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 215–236.